

Wenn wir nun anhand dieser Zahlen einen Blick auf die Reallöhne werfen, ergibt sich folgendes Bild <sup>19</sup>:

*Indexzahlen für die Reallöhne:*

Jahr	Männer	Frauen	arithmetischer Durchschnitt	effektiver
1835	1,49	0,55	1,02	0,86
1847	1,28	0,57	0,92	0,80
1860	1,47	0,87	1,17	1,07

Das heißt, daß der Reallohn von 1835 in den Jahren 1847 bzw. 1860 um nachstehenden Prozentsatz gestiegen bzw. gefallen war:

1847	— 14 0/0	+ 4 0/0	— 10 0/0	— 7 0/0
1860	— 1 0/0	+ 58 0/0	+ 14 0/0	+ 25 0/0

Während also bei den Reallöhnen der Männer eine Senkung zu verzeichnen ist <sup>20</sup>, stiegen die Reallöhne der Frauen stark an, ohne deshalb schon die vollen Lebenshaltungskosten zu erreichen. Allerdings muß für die vierziger Jahre eine fühlbare Senkung des Reallohnes der Männer bei gleichzeitiger Stagnation der Frauenlöhne als ziemlich allgemein angenommen werden.

Wie schwierig die Lage der arbeitenden Bevölkerung in einzelnen Jahren gewesen sein mag, wird bei Betrachtung der starken Preisschwankungen – wie sie für das Getreide genau belegt sind – noch deutlicher, denen die viel statischeren Löhne nur langsam folgten, ganz abgesehen von Entlassungen und zeitweiligem Fabriksstillstand.

#### 4. DIE LEBENSBEDINGUNGEN DER ARBEITERSCHAFT

Die vorangegangenen Seiten haben ein ungefähres Bild der Entwicklung der Löhne und der Kaufkraft der Arbeiter zu geben versucht. Für die Zeit von 1830 bis 1860 mußten wir hierbei eine fortlaufende Senkung der Kaufkraft, eine Verminderung des Reallohnes feststellen. Doch bildet dieses Faktum nur einen Ausschnitt der tatsächlichen Lebensverhältnisse der Arbeiter. Um diese kennenzulernen, müssen wir versuchen, Ernährung, Kleidung, Gesundheit, Wohn- und Familienverhältnisse, Bildung und geistiges Leben der Arbeiterschaft näher kennenzulernen; ganz abgesehen von den Arbeitsbedingungen im besonderen, denen ein spezielles Kapitel gewidmet ist. Bemerkungen über die Ernährungsverhältnisse sind in den in Betracht kommenden Quellen nur ganz selten zu finden. Man wird jedoch nicht fehlgehen (und der sin-

<sup>19</sup> Bei unserer Berechnung des Reallohnes müssen freilich folgende Faktoren, die bei einer Ermittlung des tatsächlichen Reallohnes der Arbeiterschaft beachtet werden müssen, völlig unberücksichtigt bleiben: der Grad der Arbeitsintensität, der Lohnausfall bei Kurzarbeit und die Arbeitslosigkeit.

<sup>20</sup> Bei Berücksichtigung der Handwerkerlöhne würde die Senkung des Reallohnes von 1835 auf 1860 etwa 8 0/0 ausmachen, wäre also noch augenfälliger (Fink, a. a. O., Seite 172f); woraus hervorgeht, daß die Industrie- und Handwerkerlöhne eine Tendenz zur Nivellierung zeigten. 1835 betragen die Gesellenlöhne noch das 1,5-, 1865 das 1,3- und 1913 kaum mehr das 1,2fache der Industriearbeiterlöhne.

kende Reallohn erklärt dies ja), für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts auch hier eine absteigende Entwicklung, analog den allgemeinen deutschen und österreichischen Verhältnissen, anzunehmen; fast alle Schriftsteller der vierziger Jahre, wie auch spätere Forscher sind sich einig, daß um die Mitte des Jahrhunderts die Lebenslage der arbeitenden Klassen schlechter war als zu dessen Beginn. Dazu kam das mangelnde Umstellungs- und Anpassungsvermögen der Arbeiterschaft auf dem Gebiet der Haushaltsführung und des Umgangs mit Geld als erschwerender Faktor.

Ein Zeichen dafür, daß schon um 1800 eine allmähliche Verschlechterung in der bestimmt auch vorher nicht üppigen Ernährungsweise des mit landwirtschaftlichen Gütern wenig gesegneten Vorarlbergs bemerkbar wurde, ist die Tatsache, daß die billigere Kartoffel immer mehr die Stelle des Brotes einzunehmen begann. Bald war sie, zusammen mit dem Kaffee, „dessen flüchtiges Öl die erschlafte Lebensgeister wieder aufregte (und öfters am Tage mußte dieses Reizmittel wiederholt werden)“ (Weizenegger), zum Hauptnahrungsmittel der Manufakturarbeiter geworden. Kaffee, Kartoffel und „Riebel“ (eine aus Mais- oder Weizengrieß hergestellte schmarrenartige Speise) sind auch in der ganzen Folgezeit das Hauptnahrungsmittel der Vorarlberger Arbeiterbevölkerung geblieben.

Die schlechte Ernährung, noch mehr aber die Arbeitsbedingungen, unter denen die Arbeiter in der Zeit der ersten Industrialisierung tagaus, tagein ihrer Beschäftigung nachgehen mußten, blieben nicht ohne verheerende Auswirkungen auf die Gesundheit. Daß es in erster Linie die Verhältnisse in den Webkellern und Fabriken waren, die diese Folgen heraufbeschworen, geht aus der allgemein festzustellenden Tatsache hervor, daß sich die gesundheitlichen Zustände der Arbeiterklasse in der Frühzeit des Kapitalismus häufig im umgekehrten Verhältnis zur wirtschaftlichen Entwicklung besserten<sup>21</sup>.

Schon in der Manufakturperiode wurden die Vorarlberger Kinder, „welche vorher in der freien Luft erstarkten, an das Spinnrad, erwachsene Mädchen zum Stickrahmen und größere Knaben in den Webkeller gebannt“ (Weizenegger), von wo sie blaß, kränklich und nervös zurückkehrten. Ende der dreißiger Jahre mußte der Besucher Vorarlbergs feststellen: „Ein hübsches Mädchengesicht und ein kräftiger, gutgewachsener Mann gehören zu den seltenen Erscheinungen. Erfreuliche Ausnahmen machen die Bewohner des Thales Montafon, vorzüglich aber jene des Bregenzer Waldes . . . Überhaupt unterscheidet sich sehr vorteilhaft die mit Ackerbau und Viehzucht sich beschäftigende Volksklasse von jener, die den Fabrikarbeiten sich hingibt, und Kraft und Schönheit in der verdorbenen Luft der Arbeitssäle einbüßt.“ (Staffler)

Mit der zunehmenden Industrialisierung sank nicht nur der Gesundheitszustand der arbeitenden Klassen, es stieg auch der Grad ihrer fortschreitenden Demoralisierung. Was auf die englischen Baumwollspinner zutrifft, das galt auch für einen großen Teil der Vorarlberger Fabrikarbeiter: „Bei ihnen ist das Leben heute blühend, morgen welk – ein fortwährendes Hasardspiel, und so leben sie auch wie Spieler, heute im Luxus, morgen im Hunger.“ (Carlyle) Die Manufaktur- und Fabriksarbeit brachte „eine solche Veränderung im Volkscharakter mit sich, daß von dem alten Bilde kaum mehr ein Schattenriß zurückblieb“ (Weizenegger). Die Seelsorger sahen bei ihren Besuchen in den Arbeiterhäusern Schmutz und Unrat, keine Leib- und

<sup>21</sup> Der englische Arzt Dr. Knight berichtete: „Ich kann die Schädlichkeit dieser Beschäftigung nur dadurch einigermaßen deutlich machen, daß ich die stärksten Trinker unter den Schleifern für die langlebigsten unter ihnen erkläre, weil sie am meisten von ihrer Arbeit abwesend sind.“ – In den 10 Schleifmühlen in Schwarzach waren nach Angabe des Kreishauptmannes Daubrawa vielfach Kinder beschäftigt!

Bettwäsche, keinen Lebensmittelvorrat, elende Kammern, während sich andererseits Freude an Flitterstaat und Genußmitteln breitmachte. Der Genuß geistiger Getränke wurde rasch allgemein. Vorarlberg ist hier nur ein Beispiel für eine charakteristische Erscheinung der frühen Industrialisierungsperiode, in der Trunkenheit am Zahntag ein gewohntes Bild in der Stadt wie auf dem Lande war. Die Armut freilich war nicht die Folge des um sich greifenden Alkoholismus, sondern umgekehrt die wachsende Trunksucht eine Folge der durch die zunehmende Verarmung herbeigeführten Demoralisierung. „Die Trunksucht hat hier aufgehört, ein Laster zu sein, für das man den Lasterhaften verantwortlich machen kann, sie wird ein Phänomen, die notwendige, unvermeidliche Folge gewisser Bedingungen auf ein, wenigstens diesen Bedingungen gegenüber, willenloses Objekt.“ (Engels)

Die Schattenseiten der vorwärtsschreitenden Vorarlberger Industrie konnten auch den Landesbehörden nicht verborgen bleiben, was sich in den besorgten Berichten ausdrückte, die von zunehmender Sittenverwahrlosung, Vermehrung der Dirnen und unehelichen Geburten, Auftreten der Syphilis bis in die abgelegensten Täler sprachen. Für das Kreisamt war es bald „eine entschiedene Tatsache, daß die Fabrikarbeiter allenthalben leichtsinniger, unsittlicher, lüderlicher und verschwenderischer sind als Leute, welche anderen Geschäften sich widmen“. Die Fabrikanten kümmerten sich um diese Probleme kaum.

Besorgt zeigten sich dagegen die Gemeinden über das starke Anwachsen des Proletariats. Das Domizil- und Ansässigkeitsrecht sowie die Regelung der Ehebewilligungen schien den neuen Verhältnissen nicht mehr angepaßt. Die Ehefreudigkeit im Kreise Vorarlberg hielt selbst mit Eintritt der Krisenerscheinungen nach 1840 an (während sie in den anderen Tiroler Kreisen 1837 den Höhepunkt erreicht hatte):

#### *Eheschließungen in Vorarlberg*

1834	. . . . .	567	1840	. . . . .	746
1837	. . . . .	671	1843	. . . . .	746

Diese Zahlen besagen, daß eine Trauung auf weniger als 150 Einwohner entfiel. Die großen Gemeinden des Landes drängten sogar auf eine Ausnahmegesetzgebung bezüglich der Ehebewilligungen für Vorarlberg, falls es zu keiner anderen Regelung kommen sollte. Die Folgen der starken Vermehrung der Arbeiterbevölkerung waren im Falle einer Krise in der Produktion – wie sie Kreishauptmann Ebner schon 1837 befürchtete – unabsehbar.

Die folgenden Jahre zeigten, daß diese Befürchtungen nicht ganz unbegründet waren. Die Gemeinde Dornbirn mußte schon 1840, bei noch gutem Geschäftsgang der Fabriken, 4000 Gulden durch Steuerumlagen aufbringen, um die Armen zu unterstützen. In mehreren Gemeinden war es schon unmöglich geworden, das Verbot des Gassenbittels zu handhaben.

Die Armenfürsorge wurde mit den zunehmenden Krisenerscheinungen in der Baumwollindustrie von Jahr zu Jahr problematischer. Die Kriminalität, besonders unter der Jugend, stieg stark an. In den Wäldern suchten zahlreiche Vagabunden Zuflucht, „die im Winter wie Troglodyten leben, im Sommer nomadisieren“. (Polizeibericht) Bis zum Jahre 1847 hatte sich die Zahl der Armen „auf das bedenklichste vermehrt“. Zu den allgemeinen Bedenken gesellten sich nun politische Befürchtungen der konservativen Kreise, die ihrer Unzufriedenheit über die durch die Gesetzgebung zuwenig beschränkten Heiratsbewilligungen, „wodurch die Zahl der für radikal-kom-

munistische Maximen am meisten empfänglichen Klasse der Proletarier vermehrt und die Last der Armenversorgung unerschwinglich wird“, wiederholt Ausdruck verliehen. Die allgemeine Furcht vor Exzessen hinderte, wie schon erwähnt, die Fabrikanten an Massenentlassungen, aber das Elend der Arbeiter war auch so schon groß genug. Während so die frühkapitalistische Entwicklung in vielem dem Typus glich, wie er uns fast überall entgegentritt, kamen die Kennzeichen dieser Periode auf dem Gebiet der Bildung und Erziehung in Vorarlberg nicht voll zum Durchbruch. Zwar bedrohte die Kinderarbeit in den Fabriken die durch die vorbildliche österreichische Schulgesetzgebung gewährleistete Ausbildung der jungen Generation, aber gerade auf diesem Gebiet bemühten sich die zuständigen staatlichen Stellen nicht ohne Erfolg um einen einigermaßen erträglichen Zustand. Anfang der fünfziger Jahre betrug die (zum Teil sicherlich nur nominelle) Zahl der Werktagsschüler 14.458 und der Sonntagsschüler 6388, das waren zusammen zwei Fünftel der Bevölkerung; eine Zahl, die kein anderes Kronland aufzuweisen hatte, ganz zu schweigen von der Schulmisere in verschiedenen industrialisierten Ländern Europas, z. B. in England. Allerdings glaubte man, in den unteren Volksklassen ein Schwächerwerden des Glaubens an die Lehren der katholischen Kirche feststellen zu müssen.

Ein Problem, das die Behörden im Vormärz wiederholt beschäftigte, war das der rechtlichen Stellung des Fabrikarbeiters. Ausgangspunkt für eine Untersuchung dieser Problematik waren die anscheinend immer häufiger werdenden, aus dem Lohnvertrag entstandenen Streitigkeiten. Aufgrund einer Anfrage der Vereinigten Hofkanzlei, ob solche Streitfälle im politischen oder im Rechtswege entschieden werden sollten, teilte das Vorarlberger Kreisamt 1844 mit, daß es „keinen Augenblick im Zweifel sein konnte, sich für die Ansicht auszusprechen, daß derlei Streitigkeiten den politischen Behörden zur summarischen Verhandlung und Entscheidung vorzuweisen seien“. Es zog dabei eine Analogie des Verhältnisses Meister:Geselle zu dem Dienstherr:Dienstbote, wobei es betonte, daß die prekärere Lage des Gesellen ein möglichst schnelles Verfahren notwendig mache. Auf Fabrikarbeiter wurde diese Rechtsanalogie laut Mitteilung des Kreisamtes bereits mit Erfolg angewendet.

Die Festsetzung dieser rechtlichen Stellung des Fabrikarbeiters, so sehr sie diesem im Falle von Lohnstreitigkeiten zugute kommen mochte, hatte freilich zur Folge, daß der Fabrikherr analog der Stellung des Dienstherrn sich auch in all dessen Rechte eingesetzt sah. So verfügte er unter anderem über die Zuchtgewalt im Rahmen der Dienstbotenordnung. Eine derartige Regelung mußte gerade die bewußteren Arbeiter auf das empfindlichste treffen, und es darf daher nicht verwundern, wenn wir unter den bescheidenen Forderungen der Wiener Arbeiter im Jahre 1848 den Wunsch nach der „Sie“-Anrede an erster Stelle erblicken.

Wenn wir rückschauend noch einmal die „Verlustliste“ (Aichinger) betrachten, durch die der Mensch im Zuge der kapitalistischen Entwicklung betroffen wurde, so können wir darüber, indem wir sie auf die spezifischen Vorarlberger Verhältnisse projizieren, folgendes aussagen:

Was die allgemeinen Wohn- und Lebensformen betrifft, verloren die in der Vorarlberger Industrie Arbeitenden – nicht gezwungen, in von ländlichen Verhältnissen fernegelegene Industriereviere abzuströmen – nicht im gleichen Ausmaß wie andernorts die Orientierung an die Heimat, an Elternhaus und Bindung zum Boden. Die Beziehungen zum Dorf- und Familienverband wurden in der Mehrzahl der Fälle nicht abrupt unterbrochen, die – auch in Vorarlberg ins Auge springenden – Erscheinungen menschlich-persönlicher Verwahrlosung waren dadurch begrenzt. Auch „der

schwerste Schlag, der den Menschen treffen konnte, die Zerstörung seines Gottesglaubens“ (Sombart) und die damit verbundene Verwirkung der Sinnhaftigkeit seines Lebens war in Vorarlberg – in Anbetracht der bewahrten Bindungen – höchstens im Ansatz vorhanden.

In den Arbeitsformen dagegen zeigten sich ziemlich deutlich Erscheinungen, wie sie allgemein für die Industrie waren: Entpersönlichung der Arbeit, Traditionslosigkeit des Arbeitsinhaltes, verbunden mit einem großen Maß an Unsicherheit, Wechselhaftigkeit und Unvorhersehbarkeit. Die bisher angeführten Beispiele und das nächste Kapitel machen deutlich, daß auch die Vorarlberger Arbeiter in starkem Ausmaß diesen Erscheinungen ausgesetzt waren.

Die neue Einkommensform schließlich, die den „Nichtarbeitnehmer“ durch Auflösung des alten Familieneinkommens völliger Ungewißheit aussetzte, konnte sich in der halbbäuerlichen Vorarlberger Umwelt wieder nicht in ihrer ganzen Schärfe auswirken, obwohl die Versorgung der Alten, Kranken, Waisen – sowie kein Familienverband mehr vorhanden war, der sie übernahm – den Behörden bereits ernstliche Schwierigkeiten zu bereiten begann.

Alles in allem gesehen, zeigte es sich also, daß der frühe Kapitalismus in Vorarlberg in einer relativ milderen Form in das Leben der Menschen eingriff – weil er hier nicht in seiner vollen Konsequenz zur Ausbildung gelangte.

## 5. ARBEITSBEDINGUNGEN; DIE KINDERARBEIT; SOZIALGESETZGEBUNG

Die Arbeitsbedingungen zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren wahrscheinlich nicht wesentlich härter als hundert Jahre früher. Die Zahl der Arbeiter, die durch Überfüllung, ungenügende Lüftung usw. in den Fabriken litten, war, entsprechend der geringfügigkeit der Industrie, klein. Vor der Einführung der Maschinen erfolgte die Ver-spinnung und Verwebung der Rohstoffe im Hause des Arbeiters. Frau und Töchter spannen das Garn, das der Mann verwebte oder das sie verkauften, wenn der Familienvater nicht selbst es verarbeitete. Die Weberfamilien lebten meist auf dem Lande, waren im Besitz kleiner Grundstücke; ihre materielle Stellung war bei weitem besser als die ihrer Nachfolger in der Fabrik (ganz zu schweigen von dem Elend der Heimarbeit, das sich mit dem Aufkommen der maschinellen Erzeugung breit machte). Sie brauchten sich nicht zu überarbeiten, sie machten nicht mehr, als sie Lust hatten und verdienten doch, was sie benötigten, sie hatten Muße für gesunde Arbeit in ihrem Garten oder auf ihrem Feld. Ihre Kinder wuchsen in der freien Landluft auf, und wenn sie ihren Eltern bei der Arbeit halfen, so war doch von dem Zwange eines mit ununterbrochener Tätigkeit ausgefüllten Arbeitstages keine Rede.

Ein Bild dieser einfachen patriarchalischen Verhältnisse entwirft Goethe („Wilhelm Meisters Wanderjahre“); seine Aussagen beziehen sich zwar auf die Schweiz, aber wir dürfen für das benachbarte Vorarlberg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in dem die Baumwollverarbeitung heimisch geworden war, wohl ähnliche Gegebenheiten annehmen. Der Produzent hatte noch einen unmittelbaren Überblick über den gesamten Arbeitsgang, er war noch nicht zum bloßen Werkzeug, zum Sklaven einer Maschinerie, eines von ihm nicht bestimmbaren Getriebes geworden.

Der Arbeitsprozeß erstreckte sich in vielen Fällen von der Zubereitung des Rohstoffes bis zum Versand des Gewebes. Die vom Fabrikanten bzw. seinem Mittelsmann, dem